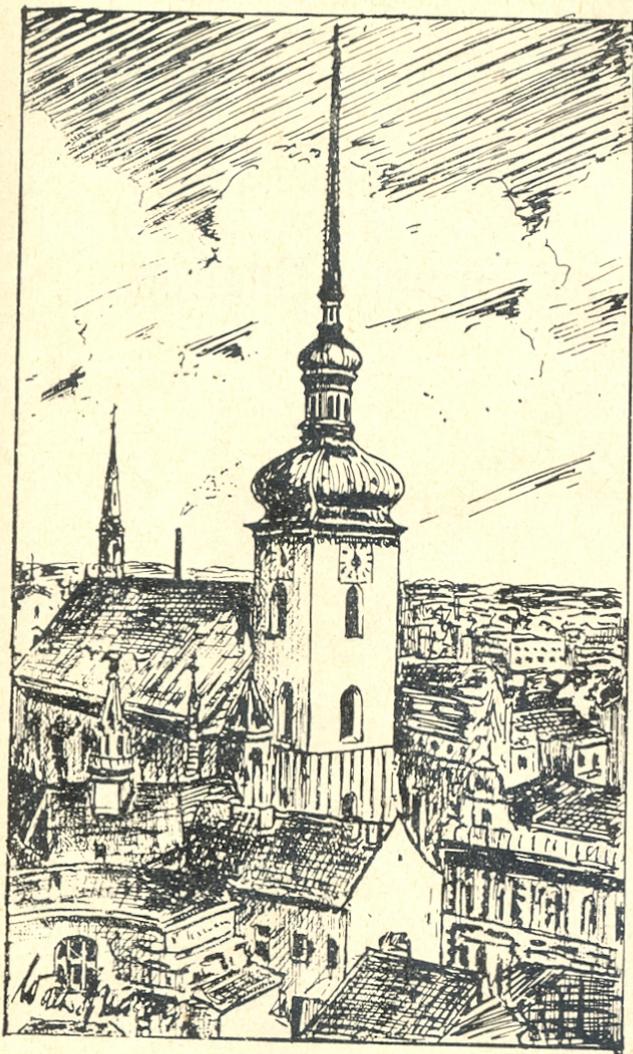


Brünner Buchring

3. Band

Herausgeber:

Brünner Heimatbote, Waldenburg/Wttbg.



Brünn, Jakobskirche

Unser Brünn

Sagen und Erzählungen
aus Brünn
und Umgebung



19

50

Verlag für heimatliches Schrifttum

Druck: Niedermayer & Miesgang, Neuötting/San

Umschlag: Gerhard Hoffmann, Traunstein

Illustrationen:
Walter Spinka, München

Nachdruck, auch auszugsweise,
nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages gestattet.

Vorwort.

Der dritte Band im Buchring des Brünner Heimatboten „Sagen und Erzählungen aus Brünn und Umgebung“ ist eine Zusammenstellung der schönsten und bekanntesten Sagen und Legenden unter teilweiser Benützung der bereits bisher in den drei letzten Jahrgängen des BHB erschienenen heimatkundlichen Abhandlungen verschiedener Autoren.

Möge das dritte Bändchen des Buchrings für Jung und Alt eine frische, lebendige Quelle lieber Erinnerungen und ein festes Band sein, das uns mit unserer unbergeßlichen Heimat verbindet, auf die wir nie und nimmer verzichten werden, bis wir oder unsere Kinder einst wiederkehren in unser geliebtes Brünn.

Das walte Gott!

G. Brandt.

Im November 1950.

Die älteste Sage von Brünn.

Dorfnotar Paul Mach hat in den „Denkwürdigkeiten“ anno 1774 wohl die älteste Sage über Brünn, mit dunklem historischen Hintergrund, aufgezeichnet.

„Anno 347 hat der junge König Marcarius¹⁾ Als ein großmächtiger Held, Seine Brauth heimlich entführet und durch mächtige Kriegsgewalt die Mährer bezwungen und unter seine Gewalt gebracht, auch Mähren zu einem Königreich geordnet, daß er nachmahls zu Brünn in Mähren sein Hoflager aufgeschlagen und Neben seinen Schloß und Festung seiner Abgöttin Veneri,²⁾ welche Parteni genannt zu Ehren und schuldigster Dankbarkeit einen Wunderschönen Tempel Bauen und errichten lassen, dessengleichen dazumahls nicht zu finden gewesen, welcher trefflich schöner Tempel 500 Jahr Aunderenderlich geliebet.“

¹⁾ Marc Aurel?

²⁾ Venus.

Dieser Sage liegt als historischer Hintergrund die Zeit der Quaden und Römerherrschaft zu Grunde.

Die Sage vom „Brünner Lindwurm“.

In dem Tale bei Blansko, das auch durch seine vielen und großen Höhlen bekannt ist, hauste vor alten Zeiten ein gräßlicher Drache, ein Lindwurm. Er machte die ganze Gegend unsicher, schlug die Tiere des Waldes, raubte Schafe, Ziegen und Kinder aus den Herden und auch manches Menschenleben fiel ihm zum Opfer. Wohl hatten tapfere Ritter versucht, ihn unschädlich zu machen, aber keiner war heimgekehrt und das ganze Land lebte in Angst und Schrecken.

In einer festen Burg des mährischen Karstes wohnte ein tapferer Ritter, der eine schöne junge Schwester hatte, die er über alles liebte. Ein anderer Ritter wollte das schöne Mädchen rauben und kränkte es sehr. Da eilte der Bruder herbei, befreite seine Schwester, aber im ritterlichen Zweikampf erschlug er den frechen Räuber. Er wurde beim König wegen Mordes verklagt und zum Tode verurteilt.

Weil er aber ein tapferer Ritter war und weil die Beweggründe seiner Tat nicht unedel waren, wurde er unter der Bedingung begnadigt, daß er die Gegend von dem Ungeheuer, dem gräßlichen Lindwurme, befreie.

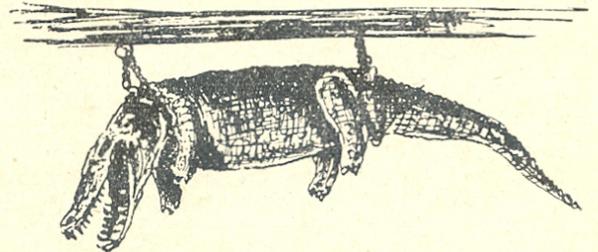
Er ging mit Schlaueit zu Werke. In der Nähe der Lindwurmhöhle band er ein junges Lamm fest, das jämmerlich klagte. Neben das Lamm legte der Edelmann ein mit ungelöschtem Kalk gefülltes Kalbfell. Von dem ängstlichen Geschrei des Opfers angelockt, schlich der Lindwurm herbei, schlug und verschlang das Lamm. Der junge Edelmann hatte in den Ästen eines Baumes Schutz gesucht und verfolgte von hier aus gespannt das Beginnen des Ungeheuers. Gierig würgte dieses nun auch das mit Kalk gefüllte Kalbfell hinunter. Der Kalk verursachte dem Lindwurm Durst. Ein Bächlein rauschte durch die Wiese und zu des Ritters Freude trank der Lindwurm daraus in vollen Zügen. Gierig würgte dieses nun auch das mit Kalk gefüllte Kalbfell hinunter. Der Kalk verursachte dem Lindwurm Durst. Ein Bächlein rauschte durch die Wiese und zu des Ritters Freude trank der Lindwurm daraus in vollen Zügen. Gierig würgte dieses nun auch das mit Kalk gefüllte Kalbfell hinunter. Der Kalk verursachte dem Lindwurm Durst. Ein Bächlein rauschte durch die Wiese und zu des Ritters Freude trank der Lindwurm daraus in vollen Zügen. Was der Edelmann gehofft hatte, geschah, der ungelöschte Kalk siedete im Innern des Untieres, dieses schnappte nach Luft, brüllte auf und wälzte sich in den letzten Zügen. Der Ritter hatte seine schwere Aufgabe gelöst.

Er wurde begnadigt. Das Volk jubelte ihm zu. Vor Freude weinend umarmte ihn die Schwester. Der Lindwurm wurde im Brünner Rathause aufgehängt, lange Jahre Zeugnis gebend von Geschwisterliebe, Mut und Tapferkeit.

*

Nach Aufzeichnungen in der „Chronik von Brünn“ von Trautenberger und in der alten Chronik von Schöllschitz lesen wir etwas anders:

„Anno 1006 ist in dassigen Brünner Rathaus angebracht Lindwurm zu Trautenau in Böhmen bekommen und angebracht word.“





Die Sage vom Brünner Rade.

In einem Torbogen des Brünner Rathhauses hängt ein Wagenrad. Die Sage meldet darüber:

Vor vielen, vielen Jahren wanderte ein Wagnergefelle aus Eisgrub in Südmähren auf der Straße gegen Brünn. Dort hoffte er Arbeit zu finden. Es war ein heißer Sommertag, die Sonne drückte, der Durst war groß. Da hörte er eine Quelle rieseln und als er sich zu ihr bückte, um seinen Durst zu löschen, gewahrte er im Straßengraben einen Mann, der nach seiner Meinung schlief. Als er aber näher trat, sah er zu seinem Entsetzen, daß der Mann tot war. Rasch entfernte er sich, er wurde aber von zwei zufällig des Weges kommenden Männern bemerkt; auch diese sahen den Toten und glaubten, daß der Gefelle der Mörder sei. Sie liefen ihm nach, fesselten ihn, obwohl er seine Unschuld beteuerte und brachten ihn nach Brünn vor den Rat der Stadt. Der Gefelle wurde in den Kottler im rückwärtigen Teile des Rathhauses gesperrt und nach kurzem Prozeß zum Tode verurteilt. Alle Beteuerungen der Unschuld waren vergebens.

Am Abende vor seiner Hinrichtung kam der Priester in seine Zelle, um ihn zu seinem letzten Gange vorzubereiten. Wieder beteuerte der Gefelle seine Unschuld und erklärte sich bereit, sich einem Gottesurtheile zu unterwerfen. Er wollte sich nach Eisgrub begeben, dort am Morgen einen Baum fällen, ein Rad verfertigen und es vor Abend nach Brünn vor das Rathhaus bringen. Der Geistliche unterbreitete die Bitte und den Vorschlag des Verurteilten dem Räte der Stadt und dieser stimmte zu, da er überzeugt war, daß ein solcher Vorschlag unmöglich durchgeführt werden kann.

Am nächsten Morgen wurde der Wandergefelle aus dem Kottler geholt, zwei Büttel mußten ihn nach Eisgrub begleiten, damit er nicht vielleicht entweichen könnte.

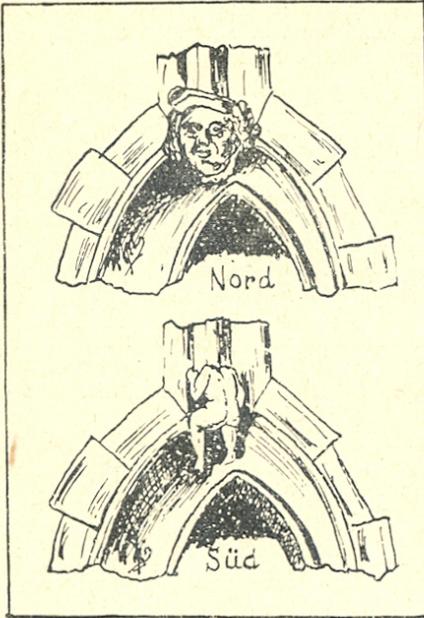
Nach seiner Heimkehr fällt er am nächsten Morgen zeitlich früh einen Baum seines Gartens, zersägt ihn, spaltet ihn zu Scheiten und war so fleißig bei der Arbeit, daß das Rad in kurzer Zeit fertig war. Rasch trieb er es mit der Hand gegen Brünn, so rasch, daß ihm die beiden Ratsknechte kaum folgen konnten. Es ging schon gegen Abend, als er in der Ferne den Spielberg erblickte. Die Kräfte schienen erlahmen zu wollen, aber das gute Gewissen gab ihm neue Kraft. Er kam eben die Bäckerasse herauf, als der Torwächter das Brünner Tor schließen wollte. Rasch schlüpfte er noch ein und kam gänzlich erschöpft beim Rathhause an, als eben der letzte Strahl der Sonne die Spitze des Rathhausturmes vergoldete. Der Rat der Stadt, Schöffen und viel Volk der Stadt war herbeigeeilt und begrüßte den Gefellen, der durch seine That bewiesen hatte, daß er unschuldig des Mordes verdächtigt worden war. Die Unschuld hatte ihm übermächtige Kräfte gegeben.

Der Wagnergefelle wurde sofort freigelassen, er fand bei einem tüchtigen Meister bald Arbeit. Der wirkliche Mörder wurde kurz darauf gefangen und seiner gerechten Strafe zugeführt.

Das Rad aber wurde zum ewigen Gedächtnis im Torbogen des Rathhauses aufgehängt und bildet nun eine der vielen Sehenswürdigkeiten unserer Heimatstadt.

Beschreibung des in der Königl. Stadt Brünn im Rathhaus befindl. Raads.

Im Jahr 1636, den 14. Tag des May-Monats, im Bürgermeister-Amte des Herrn Gabriel Schram von Deblin, ist dieses Waagen-Rad von dem Meister Georg Birck, Wagner zu Chhgrub, sechs Meil Wegs von hier gelegen, bey Aufgang der Sonnen ganz von neuem gemacht, und verfertiget, und hernach solches Raad der Wagner selbst von bemelten Chhgrub bis anhero nach Brünn zu Fuß gehend mit seinen Händen allein umgetrieben, und gegen Verwettung 12. Reichsthaler, in einem Tag, nemlich ein Viertel-Stund nach 6. Uhr in das Rathhaus anhero gebracht, und zur Gedächtnuß aufgehänget worden.



Das
unabhängige
Männlein
von
St. Jakob.

Schon vor dem Jahre 1200 bestand ein deutsches Gotteshaus in Brünn unter dem Patronat des hl. Jakob. St. Jakob galt immer als deutsche Kirche, ja die deutsche Kirche Brünns, während am Dom bei St. Peter der Einfluß des Erzbistums Olmütz immer stärker war. Später wurde die Jakobskirche mit deutschem Gelde vergrößert und mehrmals umgebaut. Bei der Kirche aber bestand schon um das Jahr 1300 eine deutsche Schule, wohl die älteste deutsche Schule Mährens überhaupt.

Wegen der Schulen und der Verfallung der Lehrer, sowie wegen der Abgrenzung der Kirchensprengel in der Stadt brach zwischen St. Jakob und St. Peter ein jahrelanger Streit aus, der oft sehr heftige Formen annahm und über den auch nachstehende Sage berichtet:

St. Peter war damals noch kein Bistum und die beiden Pfarrherren konnten sich in ihrem Streite nicht einigen, ja er wurde immer erbitterter und erst nach Jahr und Tag einigten sie sich, vom Erzbistum Olmütz einen Schiedsrichter kommen zu lassen. Der hochwürdige Herr Prälat kam von Olmütz mit einer beträchtlichen Dienerschaft und quartierte sich bei St. Jakob ein. Er führte ein herrliches Leben und

die Pfarre gab ihr Bestes her, um ihn günstig zu stimmen. Nach einem halben Jahr verließ er die wenn auch gut fundierte, aber nun arg geschwächte Pfarre und zog zur Untersuchung des Streites nun zu St. Peter. Hier wollte man sich nicht übertrumpfen lassen, bot alles, was Küche und Keller hergaben und der Herr Prälat von Olmütz führt als Schiedsrichter auch hier ein halbes Jahr lang ein angenehmes Dasein.

Damals wurde gerade der neue nadelspitze Turm bei St. Jakob gebaut. Die Wasserspeier und Giebelträger sind Meisterstücke deutscher Steinmetzkunst, aber wie lachten eines Tages die Brüner Bürger, als sie sich die Figur, die aus einem der kleinen Turmfenster heraus sah, näher betrachteten.

Es war ein steinernes Männlein, das nicht aus dem Fenster herausblickte, sondern hineinkriechen wollte und dessen Hinterteil gerade nach St. Peter hinüber wies. Es ist dort heute noch zu sehen.

Da zog nun nach einem Jahre der Herr Schiedsrichter mit einem „unentschieden“ wieder heim nach Olmütz und die Brüner waren um zwei Erfahrungen reicher.

Erstens: „Wenn Zwei sich streiten, freut sich der Dritte“, und zweitens: „Wer den Schaden hat, braucht sich um den Spott nicht kümmern“.

Die schwarze Madonna zu Altbrunn.

In manchen Bauernhäusern der Brüner Sprachinsel, sowie auch im Brüner Landschaftsmuseum finden sich Nachbildungen der „Schwarzen Madonna“, deren Originalbild sich am Hauptaltar der Kirche des Augustinerklosters zu Altbrunn befindet.

Das fremdartig anmutende, aber als wundertätig viel verehrte Bild ist untrüglich morgenländischen-byzantinischen Ursprungs.

Auf golddurchwirtem Grunde sind die edlen sanften Züge der Gottesmutter in beinahe tiefbrauner Farbe aufgetragen. Kunstkenner verlegen die Entstehung des Bildes in das 8. bis 9. Jahrhundert, das Volk aber behauptet, daß der hl. Lukas es selbst gemalt habe.

Kaiser Karl IV. schenkte das Gnadenbild bei der Einweihung des Ordens den Augustinern, die ihre Thomaskirche damit schmückten.

Die wundertätige Hilfe der schwarzen Madonna wird durch folgende Erzählung glaubhaft gemacht:

Während des Schwedenkrieges soll sich dieje Muttergottes im Augenblick der größten Gefahr in den Wolken



Mir: V. MARIA Bruna
ad. S. Thoman.

Die Brünner Schwarze Muttergottes, zuletzt Brünn —
Altbrünner Kirche.

Goldtrone mit ca. je 500 Edelsteinen, Bild in Öl gemalt, stark nachgedunkelt, der
Sage nach vom Evangelisten Lucas selbst gemalt.

Die byzantinische Kaiserin Helene erwarb das Bild. Von Konstantinopel kam es
nach Mailand, wo es nach Eroberung durch Kaiser Friedrich Barbarossa in dessen
Besitz überging. 1163 schenkte er es König Wladislaw II.

Kaiser Karl IV. schenkte das Bild anlässlich der Einweihung der St. Thomas-
Stiftskirche seinem Bruder Johann Heinrich, Markgraf von Mähren, der es dann
der Augustinerkirche widmete.

gezeigt haben, wie sie ihren weiten Mantel ausbreitete, als ob sie die ganze Stadt und die Kirche schützen wollte. Dieses Wunder gab den Verteidigern neue Kraft und neuen Mut, sodaß in Kürze der schwedische Angriff abgewehrt werden konnte und die feindlichen Heere abziehen mußten. Als sich in den Preußenkriegen die feindlichen Kräfte an der Landesgrenze konzentriert hatten, unternahmen die Brünner Bittwallfahrten zur „Schwarzen Muttergottes“. Als dann im Frühjahr 1742 die Preußen fast die Stadtmauern Brünns erreicht hatten, wallfahrte die Bevölkerung von Neuem zur Beschützerin der Stadt. Wie durch ein Wunder wurde Brünn vom Kriege verschont. Ohne einen Schuß abgefeuert zu haben, zog sich das Preußenheer nach Schlesien zurück.

Der ungetreue Ratsherr.

Von schweren Notzeiten erzählt auch die Sage vom ungetreuen Ratsherrn, der seinen verdienten Lohn erhielt.

Auch die Stadt Brünn wurde im Jahre 1428 von den Hussiten belagert. Die Gefahr war groß, denn vor den Toren lagen die wilden Hussitenheere unter Anführung des kriegserprobten Wesek und Profops des Kleinen. Die Belagerung dauerte schon lange und beinahe wäre die Stadt verloren gewesen, wenn die Wachsamkeit der Bürger nicht rechtzeitig einen Verrat aufgedeckt hätte. Wohl war damals die Stadt noch deutsch, aber unter einer kleinen hussitischen Minderheit fand sich ein Verräter.

Ein Ratsherr mit seinen Helfershelfern stand in Verbindung mit den Belagerern und sie wollten dem Feinde in der Nacht heimlich ein Tor öffnen. Der schurkische Anschlag aber wurde rechtzeitig entdeckt und die Verräter kamen ins Gefängnis.

Die Feinde aber hatten keine Ahnung, daß der tückische Plan bereits entdeckt war. Als sie sich nun nachts in aller Stille dem Fröhlichertore näherten, da öffnete sich dieses wohl, aber nicht, um die Hussiten hereinzulassen, sondern aus dem Tore stürmten die hinter ihm bereit gestandenen Verteidiger heraus, fielen über die Unerwarteten her und bereiteten ihnen eine schwere Niederlage.

Indessen war der Bischof des verbündeten Olmütz, Johann der Eiserne, an der Spitze eines tapferen Heeres herangekommen und griff die bei Schlappanitz lagernden Hussiten an. Gleichzeitig machten die Brünner Bürger einen Ausfall und so kamen die Feinde, von zwei Seiten angegriffen, in eine so bedrängte Lage, daß sie die Belagerung aufgaben und abzogen.



Wieder einmal war Brünn gerettet.

Der ungetreue Ratsherr aber wurde beurteilt und ob seines so schönen Verrates lebendig eingemauert. So hatte er das verdiente Schicksal eines Verräters gefunden.

Ein steinernes Bildwerk im alten Brünner Rathaus, einen schmerzverzerrten Kopf darstellend, soll das Bildnis des ungetreuen Ratsherrn sein.

Rettung der Stadt durch den Hofnarren Borre

Eine andere Sagenquelle berichtet den Verlauf dieser Geschehnisse ganz anders.

Eberhard Windedt aus Mainz, Geschäftsträger des Königs Sigismund berichtet von des Königs Hofnarren Borre, der in hussitische Gefangenschaft geraten war.

Seiner ständigen Spässe und Possen hatte er es zu verdanken, daß er sich bei seinen Feinden großer Beliebtheit erfreute und sich im Lager Königgrätz frei bewegen konnte. So war es möglich, daß er von einem verräterischen Anschlag erfahren konnte, der gegen das königstreue Brünn, in dessen Mauern des Königs Tochterlein Elisabeth lebte,

geplant war. Er wollte alles daransetzen, die Stadt zu retten, wagte eine Flucht und eilte nach Brünn, wo er mitten in der Nacht ankam. Sofort holte er den Bürgermeister aus dem Bett und teilte ihm mit, in welcher Gefahr die Stadt schwebte. Der Bürgermeister befahl noch in der Nacht Richter, Schöppen und Ratsherren in die Ratsstube. Der Hofnarr berichtete fein im Königgräzer Lager Erlauchtes und welche Brünner Hussiten durch Verrat die Stadt Brünn in die Hände der Feinde spielen sollten. Sogleich ließ der Rat sechs Rädelsführer verhaften, die auch ihre Pläne eingestanden und noch vor Sonnenaufgang geköpft wurden. Durch das Vereiteln ihrer Pläne konnte die Stadt erhalten bleiben. Zum Dank schenkte die Stadt dem Hofnarren eine silberne Ausrüstung, mit welcher dieser zu seinem König Sigismund nach Ofen in Ungarn zog.

* * *

Die Sage berichtet bloß von einem Verräter, während es nach Bericht Windedts 6 waren. Nachforschungen des Lokalhistorikers A. Raab ergaben, daß zu den Verrätern aller Wahrscheinlichkeit nach die bedeutende Familie Haas gehört habe. Diese war mit der Familie „Kralowetz“, die schon früher zu den eifrigen Hussitenanhängern gehörte, verwandt und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß sich die Familie Haas mitbeteiligte.

Auch fehlten nach den Stadt-Lösungsbüchern nach der Hussitenzeit die männlichen Mitglieder dieser Familie, lediglich Witfrauen wurden als Eigentümer der Häuser genannt, welche Tatsache die Annahme der Verschwörerbetätigung bekräftigt.

Von dem Steinkopf kann angenommen werden, daß er ein Werkstück eines gotischen Baues, ein Schlußstein oder Konsole eines kirchlichen Baues gewesen war. Während der Premysliden-Zeit befand sich in der uralten Fronsfeste die „Petri-Kettenkapelle“.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts ging auch ein Teil des landesfürstlichen Gerichtsgebäudes, nämlich der Gefängnisbau — die Fronsfeste — gleichzeitig mit der Stadtvertretung und dem Gerichtswesen in die Hände der Stadtbäuer über. Dieser Bau beherbergte eine Kapelle zu Ehren Petri. In dieser fanden die Gefangenen Trost und das Bild des Petrus, der durch einen Engel von seinen Ketten befreit wurde, war ihnen ein Hoffnungsstrahl auf Befreiung.

Es ist unbekannt, in welchem Teil der Fronsfeste sich diese Kapelle befunden und wie sie ausgesehen hatte. Aber von dem steinernen Kopf kann angenommen werden, daß er ein Überrest des Schmuckes dieser Kapelle sein dürfte, da man seinerzeit solche Schlußsteine nicht vernichtete und sie gerne bei Neu- oder Umbauten in dem Mauerwerk anbrachte.

Walter Spinka.

Die Sage vom „Elf-Uhr-Läuten“.

Der schwedische Feldherr Torstensohn beschloß am 15. August des Jahres 1645, am Tage Mariä Himmelfahrt, noch einmal alle Mittel und vorhandenen Kräfte zu einem letzten gewaltigen Sturm auf Brünn einzusetzen. Der ob seiner Mißerfolge vor Brünn und ob seiner Sicht wütende General tobte und fluchte voll ohnmächtigen Zornes gegen die Stadt. Um 12 Uhr mittags müsse sie genommen sein, verlangte er von seinen Offizieren, sonst ziehe er noch heute ab und alle träge die Schande. Er wollte nicht Mann und Weib, nicht Kind und Greis schonen. Schon im frühen Morgengrauen des 15. August begannen die schwedischen Kanonen zu donnern. Unzählige Geschosse flogen gegen die Stadt, Brandkugeln schlugen ein. Allein Frauen und halbwüchsige Kinder löschten die Brände, andere von ihnen füllten Säcke mit Schutt und Steinen und schleppten sie zu der Dresche, diese zu füllen. Auf den Trümmern aber standen die tapferen Studenten, stand ihr Anführer, ihr Fähnrich Muschka mit der blauen Studentenfahne, die das Bild der Himmelskönigin schmückte. Auch der Jesuitenpater Stredonius feuerte mit hoch erhobenem Kreuzfingre die Verteidiger an. Stundenlang schon tobte der Kampf und die Lage wurde immer bedenklicher.

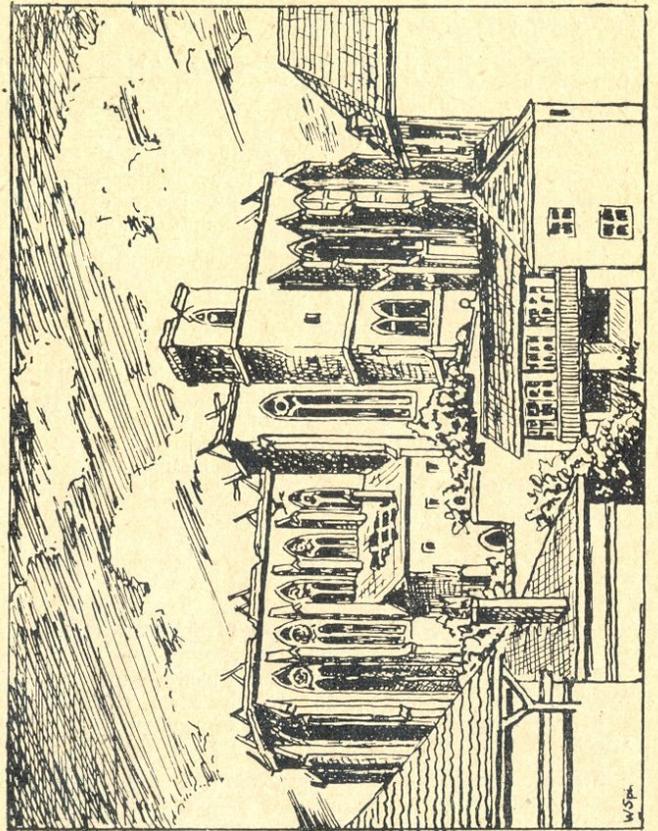
Noch einmal brachen die Schweden zum Sturme vor, da — mitten im erbittertsten Ringen begannen die Glocken zu läuten. War es Mittag? Die Schweden horchten auf und wichen zurück. Vergebens suchten ihre Offiziere sie mit blanker Klinge gegen die Mauern zu treiben, aber die Soldaten folgten ihnen nicht mehr. Der Feind flutete in sein Lager zurück, entmutigt und murrend ob der schweren Verluste und wegen der vielen Entbehrungen einer nutzlosen Belagerung.

Der letzte Sturm der Schweden war abgeschlagen.

So sahen am nächsten Morgen die Brünnner das schwedische Heer abziehen, „Brünn ist nit hin!“ Freude erfüllte ihre Herzen und in den Kirchen dankten sie aus tiefstem Herzen für die wunderbare Rettung.

Ob die Glocken selber zu läuten begannen, oder ob es der kluge Mesner veranlaßte, erzählt die Sage nicht, aber sie kündet doch in erhebender Weise, wie Tapferkeit und Bürgertreue das liebe Brünn schirmten und beschützten.

Seit dieser Zeit läuten bei St. Peter am Dom schon die Mittagsglocken um 11 Uhr.



Der zerstörtere St. Peterdom zu Brünn.

Der Teufelskopf in der festungsmauer.

Eine Sage aus der Schwedenzeit.

Der schwedische General Torstenjohn besagerte schon lange und vergeblich die feste Stadt Brünn und den Spielberg. Er hatte in der Umgebung bereits zahlreiche Dörfer in Schutt und Asche gelegt.

Torstenjohn forderte die Brüinner unter den schrecklichsten Drohungen auf, sich zu ergeben. Er wollte das „Rattennest“, wie er die Stadt nannte, und die „Kalte Kuchel“, den Spielberg, um jeden Preis so rasch als möglich erobern, denn schon sollte sich ein Entsatzheer von Olmütz her nähern. Aber die Brüinner Bürger, Meister und Gesellen, sowie die Studenten standen tapfer und wachsam auf den Mauern und wiesen alle Angriffe und Stürme zurück.

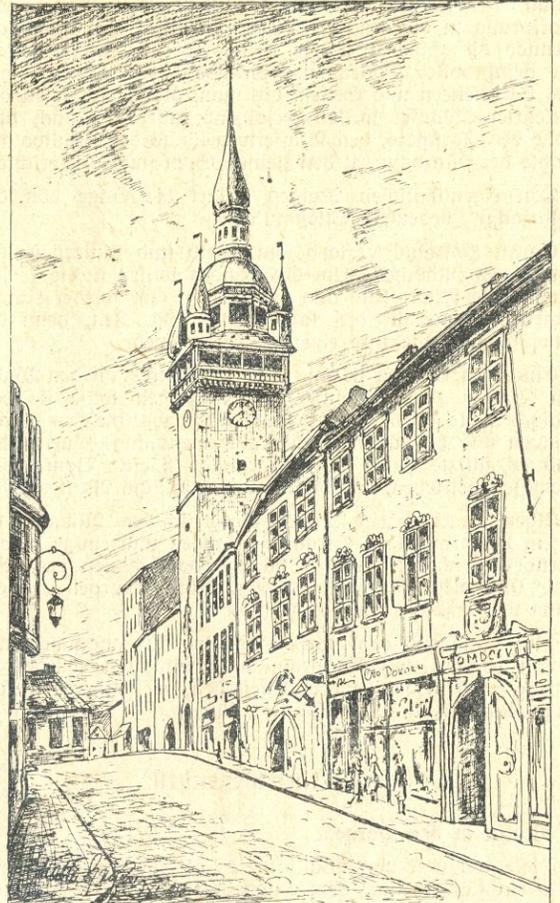
Torstenjohn war außer sich vor Zorn, große Mißstimmung herrschte schon im schwedischen Heere, da versprach der schwedische General, wie die Sage meldet, dem Teufel die Seelen aller Brüinner, wenn der Böse ihm bei der Eroberung der Stadt behilflich sei. Der Teufel ging auf den Handel ein und besteigt eine Kanonenkugel und läßt sich vom Roten Berg gegen die Spielbergmauer abschießen. Da aber die frommen Bürger der Stadt seinerzeit die Mauern der Festung hatten weihen lassen, verlor der Böse die Gewalt und blieb in der Festungsmauer stecken und der Kopf wurde zu Stein.

Noch heute ist er dort zu sehen.

Mazocha, die Sage von der Stiefmutter.

Nicht nur allen Brünnern, sondern weltbekannt sind die Höhlenwunder der mährischen Schweiz, einer aufgeschlossenen unterirdischen Welt, wie sie auf der ganzen Erde vielleicht kein zweitesmal zu finden ist.

Die Kalkberge des mährischen Karstes sind durch die Punkwa und kohlenensäurehaltige Gewässer zum Teile aufgelöst und ausgelaugt worden, sodaß ein Labyrinth von Höhlen, Gängen von riesigen Ausmaßen entstand. Wie zahllose Knochenfunde beweisen, wurden viele dieser Höhlen in der grauen Vorzeit von Höhlenbären, Höhlentigern und anderen vielartigen Tieren, Salamandern, Molchen und dem rosaroten Grottenolm bevölkert und der Höhlenmensch der Eiszeit fand hier eine Wohnstätte.



Brünn, Altes Rathhaus.

Eine dieser Riesenhöhlen stürzte in sich zusammen und es entstand ein 131 Meter tiefer Erdsturz, die Mazocha genannt, bei Adamsial-Blansko. Wenn man von einem Vorsprung in die graufige Tiefe hinabblickt, schimmern am Grunde die Spiegel zweier kleiner Seen. Ofters gelang der gefährvolle Abstieg zum Grunde des Erdsturzes mittels Strickleitern und Seilen, bis man, die Forschungen des Gelehrten Wankel weiter verfolgend, aber erst nach dem Tode des Forschers, den Wasserweg längs der Punktwa zur Sohle der Mazocha, zu den kleinen Seen fand und erschloß.

Den eigentümlichen Namen erklärt die Sage von der „Mazocha“, bedeutet „Stiefmutter“.

Einem Holzmacher starb sein Weib und hinterließ ihm ein kleines Mädchen. Um des Kindes willen suchte er sich eine zweite Frau. Als aus der zweiten Ehe wieder Kinder kamen, begann für die Kleine eine böse Zeit, denn die Stiefmutter liebte ihre eigenen Kinder mehr.

Eines Tages ging sie mit ihrer Stieftochter in den Wald, um Beeren zu sammeln. Voll Falschheit lockte sie das Mädchen bis an den Rand des Erdsturzes, hieß es hinabschauen und da gab sie dem Kinde meuchlings einen Stoß und es stürzte hinab in die graufige Tiefe. Vom bösen Gewissen getrieben, entfloß die unmenschliche Mutter.

Aber wie durch ein Wunder hatte sich das Mädchen an einem vorspringenden Strauche erfangen und einige gerade vorübergehende Holzmacher hörten das Schreien des Kindes. Mit vieler Mühe wurde das Kind geborgen und gerettet und erzählte nun die graufige Tat.

Die Leute aus den Dörfern rotteten sich zusammen, alle waren empört und die grausame Stiefmutter wurde zur Strafe selbst in den Abgrund gestoßen, der seither den Namen Mazocha, d. h. Stiefmutter, führt.

Zwei Marienlegenden.

1. Maria in den Dornen.

Viele Scharen von Wallfahrern, oft aus weiter Ferne, ziehen alljährlich nach dem Gnadenorte Luras bei Brünn, um dort vor dem Gnadenbilde der „Muttergottes in den Dornen“ ihre Andacht zu verrichten und um ihre Hilfe in der Not zu bitten.

Es sind 900 Jahre seit der Gründung und Entstehung dieses Gnadenortes vergangen; Luras ist also neben Welehrad wohl der älteste Wallfahrtsort Mährens.

Die Gnadenstatue „Maria in den Dornen“ soll von den Aposteln Cyrillus und Methodius nach Mähren gebracht worden sein. Eine lange Zeit war sie verschwunden, erst im Jahre 1050 fand man sie wieder und die Legende berichtet darüber:

Ein Bauer aus Chirlitz arbeitete im Walde. Da fand er mitten in einem dichten Dornengestrüpp eine wunderschöne, aber alte Statue der Gottesmutter. Mit Mühe holte er sie heraus und trug sie nach Hause. Am nächsten Morgen aber war das Bildwerk verschwunden. Er suchte eifrig nach und endlich fand er sie wieder an demselben Fleck, wo er sie aus der Dornenhecke geholt hatte. Voller Freude trug er sie wieder heim, aber wieder war sie morgens verschwunden. Diesmal ging er gleich in den Wald und wirklich stand die Statue an ihrem alten Platz, mitten in den Dornen. Das war ein Fingerzeig Gottes und man umgab die Fundstelle mit einer Kapelle, aus der später die Wallfahrtskirche entstand.

Die dichten Wälder wurden nach und nach gerodet, Acker und Dörfer, so auch Luras, entstanden.

Im 30 jährigen Kriege, 1645 flüchteten die Brüner Ursulinerinnen vor den anrückenden Schweden nach Wiener Neustadt und nahmen die Gnadenstatue mit. 4 Jahre später wurde sie wieder zurückgebracht. Die heutige Kirche von Luras wurde in ihrer jetzigen Gestalt erst im Jahr 1891 erbaut.

2. Die Gnadenmutter von Schöllschitz.

(Erzählt von Frau Marie Nießner Nr. 76)

Vor dem 30 jährigen Kriege war Schöllschitz eine zeitlang protestantisch. Die Wiedertäufer, unter anderem auch die „Böhmischen Brüder“, eine protestantische Sekte, hatte sich in Südmähren stark ausgebreitet, ihr Bischof war in Neumühl bei Saig. Mit der Gegenreformation unter Kaiser Ferdinand wurde Südmähren und damit auch Schöllschitz wieder katholisch.

An jene Zeit erinnert folgende Legende:

In unserer Pfarrkirche waren zwölf sehr schöne Statuen. Da setzte der Bildersturm ein und der protestantische Pfarrer zerhaute mit einem scharfen Beil in seinem Glaubenseifer alle, allein bei der ersten fuhr ihm das scharfe Beil in das Bein und so blieb die letzte Statue, ein Bildnis der Gottesmutter Maria verschont, wenn sie auch die ganze böse Zeit über auf dem Kirchenboden versteckt liegen mußte, so wurde sie doch nach Wiedereinführung des katholischen Glaubens ganz neu ausgestattet und zu neuen Ehren gebracht.

Sie schmückt noch heute den Seitenaltar unserer Dorfkirche.

Der unglückliche Ritter.

Bei Priesenitz, südlich von Brünn, vereinigen sich die Svith-acha (Zittawa), also die weiße, mit der Schwarzawa der Schwarz-acha und bald hinter Mödritz kommt aus dem böhmisch-mährischen Höhenzuge die Odrawa, von den Schöllschitzern „Wobra“ genannt, dazu und alle streben zur Taha.

Die Odrawa durchfließt den „Unteren Wald“ von Schöllschitz und in diesem wildreichen Walde ziehen sich tiefe Schluchten zum Flusstal herab und eine dieser Schluchten ist „Polzermartins Graben“, von dem folgende Sage erzählt wird:

In alten Zeiten zogen aus allen christlichen Ländern viele Ritter und Knechte ins Morgenland, um die heiligen Stätten, wo Jesus gelehrt, gelebt, gelitten hat und gestorben ist, auch das heilige Grab in Jerusalem, von den heidnischen Sarazenen zu befreien.

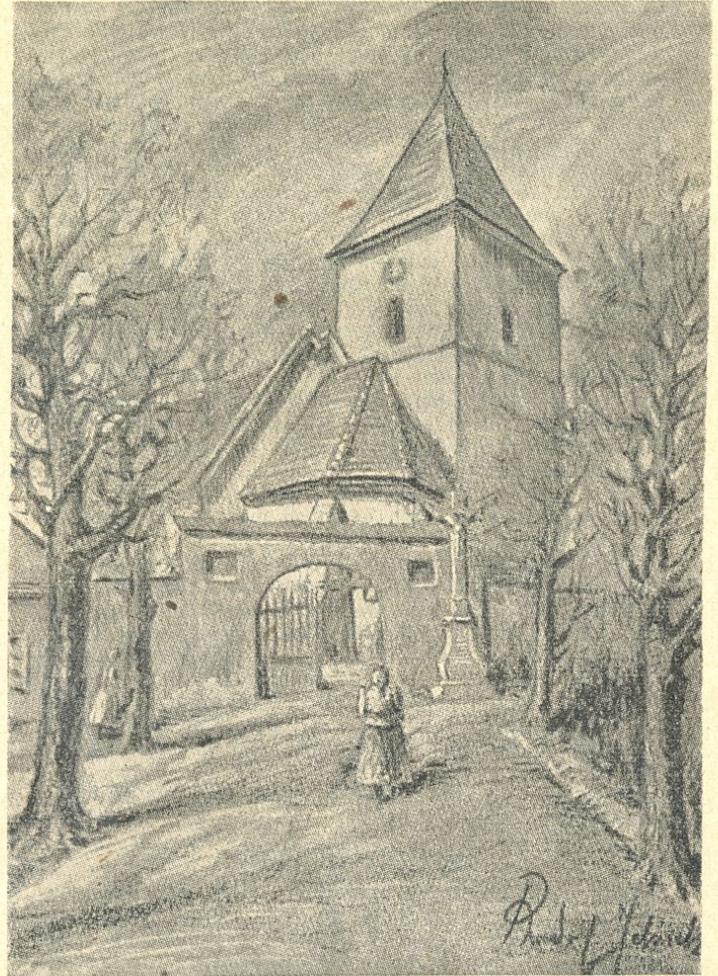
Unter ihnen war auch der Ritter von Flamen. Sein Wappen befindet sich heute noch an der Statue des heiligen Johannes von Nepomuk in Schöllschitz und auch in den Kirchenbüchern finden wir die Namen mancher Ritter von Flamen.

Nach vielen Jahren kam der Ritter von Flamen aus dem heiligen Lande wieder in seine Heimat zurück. Jung und stark war er einst ausgezogen, aber nun war er alt geworden und unheilbar krank. Er hatte die schreckliche unheilbare Krankheit des Morgenlandes, den Ausatz, mitgebracht. Mit christlicher Geduld ertrug er sein schweres Schicksal, das schrecklich genug war. Weil sich die Leute vor der Ansteckung fürchteten, mußte er, wie es damals Gebot war, allein und abgefordert leben.

Am Ufer der Odrawa, dort, wo die Schlucht, jetzt Polzermartins Graben genannt, bis zum Wasser reichte, bewohnte er eine Holzhütte und lebte als Klausner. Wenn ihm die Leute Essen brachten, warfen sie vom diesseitigen Ufer einen Stein an seine Hütte oder riefen laut, dann kam der Unglückliche heraus und holte sich die milden Gaben, die man ihm an einer Stange über den Bach hinüberreichte.

Viele Jahre lebte er da noch, bis eines Tages auf das Werfen und Rufen hin niemand mehr erschien. Gott hatte den Armen erlöst.

Diese traurige Geschichte erzählte mir Frau Marie Nießner, Nr. 76.



Schöllschitz, Kirche

Die Sage vom Goldloch.

Wohl allen Brännern ist das liebliche Obrawatal bekannt. Wenn man längs des Baches bei der Schöllschitzer Kirche und Mühle in das romantische Thal mit seinen dunklen Wäldern und bizarren Felspartien wandert, kommt man an einem uralten Bergwerk vorüber. Ein tiefer waagrecht Stollen, durch eisen-, kupfer- und silberhaltige Erze gehauen, führt in das Innere des Berges, auf dem die Schöllschitzer Kirche steht. Nach etwa 40 Metern kommt man unter einen senkrechten Schacht, der aber verschüttet ist. Neben der Kirche ist eine vertiefte Bodensenkung, der frühere Eingang in den Schacht, vom Volke das Goldloch genannt. Wir lesen in der Chronik darüber:

„Im Jahre 1297 wurden hier einige Silberberge entdeckt. Da das Recht, die Berge zu untersuchen und zu graben, von Ladislaus, dem Könige 1457 der Stadt Bränn, allein eingeräumt worden, so gewannen die hiesigen Einwohner verschiedene Vorteile, teils weil sie durch ihre Arbeit mit graben Lohn erhielten, teils weil sie das, was sie von den Äckern und Weingärten erbauten, ohne große Mühe anbrachten und dazumal die Weingärten sehr gesegnet waren. Dadurch wurde die Gemeinde volkreicher und vermögender.

Woher aber kommt der Name „Goldloch“, da doch nur Kupfer, Silber und Eisen gegraben wurde? Darüber gibt folgende Sage Kunde:

Vor hundert Jahren, zur Martinszeit, ist bei uns ein Kühfalten eingetreten, die Kinderpest, wie sie seit Menschengedenken noch nicht da war. 150 Stück sind gefallen und der Jammer und die Armut waren groß. Diese Viehkrankheit hieß die Löferdörre. Da das Bergwerk damals nicht mehr in Betrieb war, wurde das verendete Vieh in den tiefen Schacht geworfen. Bevor der Schacht alsdann mit Erde zugeschüttet wurde, warf der Bauermeister noch ein Goldstück als Sühneopfer hinein, um die bösen Geister zu versöhnen.“

Wer Glück hat, findet das Goldstück, das dem Goldloch seinen Namen gegeben hat. Dr.

Die Maidensteine.

Unser schönes Südmähren kann man sich ohne die Pollauer Berge gar nicht denken.

Steil aus der Tahaebene aufsteigend, bilden sie einen Bergwall, der sich bis an die österreichische Grenze hinzieht. Der Heilige Berg bei Nikolsburg, der Turold, der Tafelberg bei Klentniz, der Neuhäuselberg bei Wisternitz und endlich der Maidenberg bei Pollau mit den drei Maidensteinen.

Auf dem Maidenberg stand die heute schon zur Ruine gewordene Maidenburg, die urkundlich schon 1222 genannt wird, aber wohl seit urdenklichen Zeiten wegen ihrer uneinnehmbaren Lage und der herrlichen Fernsicht schon befestigt war, bewohnten diese Gegend doch schon die Eiszeitmenschen, wie zahllose Funde der Ausgrabungen der größten bis jetzt bekannten Mammuthjägerstation bei Untertwisternitz beweisen.

Aus dem Burgfenster der Ruine blickend, liegt gegen Süden, wie aus der Vogelschau gesehen, wie eine Spielzeugschachtel, das Weindorf Pollau. Am Ostabhang des Maidenberges aber, zwischen Felsgeröll und von Wald und grünem Strauchwerk umgeben, recken sich drei hohe Felssäulen empor, es sind die sagenhaften verzauberten Jungfrauen aus der Maidenburg, die Nornen, die auf Erlösung warten.

Die Sage erzählt:

Bis weit hinein nach Asien, bis in die Mongolei waren Sendboten gedrungen und hatten dort von den Wundern des Abendlandes, von Christus und seiner Lehre erzählt.

So kam es, daß die Tochter eines mächtigen Mongolenkhan's Sehnsucht nach Europa und nach christlichen Sitten bekam.

Der Khan, der seine Tochter über alles liebte, stattete sie reich aus mit Dienerschaft und kostbaren Schätzen und so reist sie gegen Westen, von einem Edelfhof zum andern. Mehrfach wird sie vor den finsternen, bösen Herren auf der stolzen Maidenburg an der Taha gewarnt; aber gerade das reizt und lockt sie und sie zieht doch hin.

Sie wird festlich empfangen, aber als die Burgherren merken, welche Schätze sie mitführt, können sie aus Habgier nicht widerstehen und sie verletzen sogar das heilige Gastrecht. Eines Morgens wurden die Prinzessin und ihre beiden Dienerinnen überfallen und in den tiefen Burggraben gestürzt.

Ob dieser schrecklichen Missetat zürnt sogar der Himmel und unfer Blitz und Donner recken sich drei riesige steinerne Gestalten, die drei toten Jungfrauen, in die Höhe und ihr Fluch fällt auf die Burg. — Er sollte sich bald erfüllen.

Als der Khan von dem schrecklichen Schicksal seiner geliebten Tochter hörte, rief er ganz Asien auf und überfällt mit ungezählten Scharen Europa und die Mongolen nehmen am ganzen Abendland fürchterliche Rache. — Die Maidenburg ist nicht mehr!

Anmerkung: Dieser Sage liegt der Mongolensturm im 13. Jahrhundert zu Grunde. Die Schlacht bei Liegnitz in Schlesien, 1241.

Am Maidenstein.

Ilse Ringler-Kellner.

Die Nornen spinnen am Maidenstein.
Sie weben ein seidenes Wiegenband
aus Ritterspornblau und leuchtendem Lein,
das flattert hinaus ins reisende Land,
Goldwicken wuchern am Rain.

Die Nornen spinnen am Maidenstein.
Sie weben ein großes Fahnentuch
aus Nesselglut und Rosenruch
und sticken einen Soldaten Spruch
und glitzernde Sterne hinein.

Die Nornen spinnen am Maidenstein.
Sie weben an unser aller Geschick
bei gilbendem Korn, bei blühendem Wein,
bei Lerchengefang und Zifadenmusik; —
Zahrtausendalt ist das Gestein.

Kaiser Joseph II. als Ackersmann.

Wie schon öfters, hatte auch diesmal Kaiser Joseph II. und sein Gefolge in Altbrunn im „Blauen Löwen“ übernachtet.

Schon zeitig früh war der Kaiser mit seiner Gefolgschaft zur Fahrt nach Olmütz, der königlichen Hauptstadt, aufgebrochen und die mit ausgeruhten Rossen bespannten Kutschen rollten durch den sonnigen Sommermorgen. Sie kamen am Prager Berg vorüber, gegen Raupnitz und dann in die fruchtbare kleine Hannaebene bei Wischau.

Links und rechts der Kaiserstraße dufteten die blühenden Linden, die Lerchen jubelten und der junge Kaiser freute sich über das sonnige Sommerglück und betrachtete wachen Auges die fruchtbaren Felder dieses gesegneten Landstriches.

Plötzlich, es war bei dem Dorfe Slawitowitz bei Raupnitz, befahl er seinem Leibkutscher zu halten und stieg aus dem Wagen. Neben der Straße stand bei seinen Säulen und dem Pfluge ein schlechter Bauer. Sein Gefolge zurücklassend, trat der Kaiser zum Ackersmann, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und dann sagte er: „Leihe er mir doch einmal sein Gespann, ich möchte versuchen, einmal eine Furche zu ziehen.“ Willig räumte der Bauer dem Unbekannten seinen Platz ein und ging neben dem Ackersmann einher. Die Furche fiel ziemlich krumm aus und der Bauer meinte:

„Das ist wohl sonst nicht euer Geschäft, damit verdient ihr euch wohl nicht das Brot, Herr!“ Der Kaiser antwortete: „Ja, Bauer, da hast du recht, ich hätte es nicht gedacht, wie schwer es ist, Pflug und Zügel zu regieren, es ist eine harte Arbeit — beinahe so wie meine.“ — „Wie heißt ihr, Herr?“ fragte da der Bauer. — Der Kaiser sagte bloß: „Joseph!“

Als nun besorgt die Herren des Gefolges herbei kamen und den Kaiser mit „Majestät“ ansprachen, erkannte der Bauer, mit wem er gesprochen hatte und erschrak heftig. Aber der Kaiser sagte: „Habe Dank, Bauer, von heute an weiß ich, was Bauernarbeit heißt und von dieser Stunde an bist du ein freier Mann!“ Dann stieg er ein und fuhr weiter.

Er hat Wort gehalten, der Volkskaiser, und später alle Bauern seines Reiches befreit, befreit von der knechtischen Leibeigenschaft und der harten Fron.

Viel Gutes hat Kaiser Joseph II., der „Einzig“ genannt, während seiner nur zehnjährigen Regierungszeit getan, freilich war er mit seinen Neuerungen der Zeit und den Menschen weit vorausgeeilt, die Welt verstand ihn noch nicht. So bewahrheitete sich, was das Urteil der Geschichte über ihn sprach: Er war zu früh geboren und ist zu früh gestorben.

In vielen deutschen Dörfern, so auch in Mödritz, wurden dem Bauernkaiser allenthalben Denkmale gesetzt.

Der Aschenhügel bei der Rosenburg - Klentnitz, Südmähren

Von Viktor Schindler, Miltach 27, Kr. Köstling.

Westlich der Rosenburg erhebt sich vor der Burgruine ein 3 — 4 m hoher Hügel im Felde, der Aschenhügel.

Im Volksmund geht die Sage, die Burgbewohner hätten dort die Asche ausgeschüttet, so daß im Laufe der Jahrhunderte dieser Hügel, der Aschenhügel entstanden sei. Bei oberflächlicher Besichtigung bemerkt man, daß dieser Aschenhügel jedoch nicht aus Asche, sondern aus grauem Letten besteht, der sich besonders im Frühjahr von der schwarzen Ackererde der umliegenden Felder stark abhebt.

Was mag nun dieser Aschenhügel bedeuten? Die vielen in der Umgebung gefundenen Urnen aus der heidnischen Vorzeit, die vielen Pferde Zähne und zahlreiche Bruchstücke

von Topfscherben, die auf ein Alter von 2 — 3 Jahrtausende hinweisen, und solche, welche die Verwendung der Töpferscheibe erkennen lassen und mit Runen und anderen Verzierungen auf die Germanenzeit des frühen Mittelalters hinweisen, führen uns auf die Spur der Deutung.

Aus Sagen und Liedern über die alten Germanen ist uns bekannt, daß unsere Vorfahren über den Gräbern und Urnen ihren im Kampfe gefallenen Helden, die in voller Rüstung mit Streitroß auf mächtigen Holzstößen verbrannt wurden, über der Brandstätte einen Rasenhügel angelegt haben.

Es liegt auch deshalb die Vermutung nahe, daß der Aschenhügel das Grab eines im Kampfe gefallenen germanischen Edlings ist, über dessen Urne sich dieser Grabhügel wölbt. Auf Schildern haben wahrscheinlich seine Kriegerleute diesen haltbaren grauen Letten herbeigeschleppt, um die letzte Ruhestätte ihres Helden vor Frelhand zu schützen. (Vergleich: Das Grab im Busento.)

Auch das umliegende Feld wird allgemein als Friedhof bezeichnet und war und ist noch heute die Fundstätte von vielen Urnen und alten Topfscherben.

Aus all diesen Anzeichen kann man mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß um die Rosenberg bei Klentniz herum unsere Vorfahren, das germanische Volk der Quaden ihre Toten eingäschert und die Urnen in die Erde beigefügt haben. Trotz des Verbotes Karl des Großen über die Einäschierung von Leichen hat sich dieser germanische Brauch bis gegen das Jahr 1000 n. Christi erhalten.

So unscheinbar der Aschenhügel bei Klentniz auch ist, so ist er für die Deutschmährer ein historischer Beweis, daß unsere Vorfahren, die Quaden, Mähren in grauer Vorzeit besiedelt hatten, und nicht, wie es der erste tschechische Präsident Masaryk und vor allem der verstorbene Präsident Ed. Beneš in seinem hemmungslosen Deutschenhaß den alliierten Staatsmännern eingeredet hat, daß die Sudetendeutschen sich in Böhmen und Mähren als Kolonisten, Beamte und Bürokraten künstlich festgesetzt haben und als gelehriges Element eine gewalttätige Germanisation durchgeführt haben. (Memoire III.) Durch diese Verdrehung der Tatsachen und der Unkenntnis und Gedankenlosigkeit der Alliierten haben wir unsere durch ihre Unmenschlichkeit und Grausamkeit einmalig in der Geschichte dastehenden Austreibung aus unserer seit Jahrtausenden von unseren Vorfahren besiedelten deutschen Heimatgebieten in Mähren und Böhmen, zu verdanken. Doch auch dieses uns zugefügte unmenschliche Unrecht wird früher oder später seine Sühne finden, und die Wahrheit zu ihrem Recht kommen.

Die Dschungeln um Tracht

Von Ing. Jul. Simon

Unsere uns genommene südmährische Heimat ist ein seltsames Stück Land. Weites Ebenland, von zahlreichen, gewundenen Flußläufen durchzogen, wechselt mit waldbäumten, burggekrönten Berggruppen und langgestreckten Rebenhügeln, an deren Hängen einst schmucke deutsche Siedelungen die Landschaft belebten.

Vom Maidensteine, dem höchsten Gipfel der Pollauer Berge, bietet sich dem suchenden Auge ein entzückender Rundblick. Im Süden reicht die Sicht bei klarem Wetter bis weit in das Donauland hinein, im Norden über Brünn hinaus, im Westen ragen die grünen Wälder der böhmisch-mährischen Höhe und im fernen Osten die Spitzen der Karpaten aus dem wolkgigen Dunstkreise. Vor uns, in dem Raume zwischen Pausram, den Flußläufen der Schwarza und Thaha, Unter-Wisternitz und der Ortschaft des von den Hussiten zerstörten Sturnitz füllen die Siedlungen des Marktes Tracht und die umliegenden, geheimnisvollen Auwälder, „Die Dschungeln von Tracht“, die Talsohle.

Ein fleißiges, deutsches Völkchen hauste hier im Thahatal, hegte und pflegte der Väter Scholle, baute sein Getreide und sorgte auch für einen guten Tropfen Weines, wovon der Kellerreichen lange Kette auch heute noch bebedtes Zeugnis gibt. Das Eine, weil es sein muß, das Andere aus Liebe zum Frohsinn. „Gott schütze die Weingärten“ war auf manch einem Bildstöckl am Wegrande zu lesen.

Schon einmal haben unsere Südmährer schwere Zeiten durchleben müssen. Die Hussiten haben hier gehaust, haben Freund und Feind gebrandschaft — alles längst vergessene Geschehnisse. Im Jahre 1619, es war am 6. August, stießen zwischen Unter-Wisternitz und Tracht die kaiserlichen Truppen unter Dampierre mit denen der protestantischen Stände Mährens unter Freiherrn von Teuffenbach zusammen. Die Kaiserlichen wurden geschlagen und noch heute zeugen die Grabstätten in den Landen oberhalb der Keller von diesem Ringen. Unter-Wisternitz und Tracht gingen damals in Flammen auf.

Neue Zeiten — neues Leben! Wie eindrucksvoll war doch noch vor wenigen Jahren eine sonntägliche Fahrt ins Pollauer Ländchen. Die Sonnenugel glüht im Osten.

Wir treten in einen dampfenden, gesegneten Urwald voll von feuchtem Pilzgeruch und Gräsertau. Halm und Blatt schmücken glitzernde Tropfen. Im dichten Gestrüpp wiegt lauer Morgenwind regenbogenfarbene schillernde Netzjäden lauender Spinnen. Breitblättrige, dunkelgrüne Haselstauden und wilder Holler, Weidensträucher und dornige Afazien behindern in wegelosem Gelände das Vordringen. Immergrüne Epheuranken, blaßrot blühende Winden, wilder Hopfen, mit unzähligen Verästelungen erkletterten im Verein mit der zierlichen Waldbrebe Baum und Buschwerk und verstricken alles zum unentwirrbaren Knäuel.

In den mannhohen Brennesseln, in dem dichten Schilf zieht das Reh, nistet der Fasan und auch Meister Reinecke, der schlaue Fuchs, ist hier zu Hause, schleicht einen verschlammten Wasserarm entlang, äugt lästern nach Beute und verharret am schilfumrandeten Weiher. Ein Schnattern. Schwärme von Wildenten — in ihrer Ruhe gestört — fliegen auf und streichen ab. Vom Wasser tönt das helle Gekreisch der Möven, das Locken der Wildgänse, das Rufen der Ribiße, Regenpfeifer und Wasserhühner. In den hohen Wipfeln der alten Eichen laden die ewig zankenden Krähen und sinken Dohlen zu lärmender Versammlung. Wir sind mitten im Überschwemmungsgebiete der Schwarza und Thaha, deren Hochwasser die labyrinthartigen Reste ehemaliger Flußläufe und die fischreichen kleinen Weiher alljährlich füllt. Der schlanke Reiher und der hochbeinige Klapperstorch sind dann hier zu Gast und wohl auch manch ein Räuber der Lüfte, der reichen Fang wittert.

Stattstämmige, mächtige Pappeln, dunkle Erlen, phantastische Weidenstümpfe und alte knorrige Eichen breiten schützend die weitausladenden Zweige frischen Grüns über die dämmerige Tiefe, aus der seltsame Laute das Ohr fesseln. Überall im Auwalde raschelt es von aufgeschreckten Tieren, überall ist Unrast! Ein winziger, aber doch furchtbarer Feind quält Mensch und Tier. S, s, s, st — — — S, s, s, st — — —! Der Gelsen monotones Surren erfüllt die Luft. Dem flüchtigen Blide kaum sichtbar, schwirren unzählige der kleinen Blutsauger heran, fassen Halt, wo immer sie können und bohren ihren gefürchteten Stachel tief ins Fleisch ihrer bedauernswerten Opfer. Der Einheimische ist dagegen fast immun. Wehe dem Gaste aber, der zur Sommerzeit sich in die Auwälder verirrt — da hilft keine Abwehr, kein Salmiak — nur Flucht, nur schleunigste Flucht kann Erlösung bringen von dieser Pein.

Mitten im Auwalde, im hohen Grafe, überragt ein Denkmal vergangener Zeiten, einer Rieseneiche massiger

Stamm mit weitausladenden Ästen, vielfach schon morsch, mit spärlichem Blattwerk, den umliegenden Laubwald. Die „Tausendjährige“ ist dem Untergange geweiht. Ihre absterbenden Äste ragen wie große, abgenagte bleiche Knochen — Skeletten gleich — in die blaue Luft. Unabwendbar schreitet der Verfall und wird auch sie vernichten. In schwülen dunklen Sommernächten wollen Fischer und Jäger im Umkreis der alten Eiche kleine Lichter gesehen haben, bald hell aufflammend, bald nur flimmernd und wollen gehört haben, daß es glühendes Gold sei, das seiner Erlösung harret. Wer aber Mut und das Glück hat, die umsteten Flammen zu mitternächtiger Stunde zu fassen, dem wird reicher Lohn werden, denn ihm werden die Schätze zu eigen, welche die Riesin seit den schweren Tagen rauher Hussitenzeit hier hütet.

Vom nahen Weinkeller erklang einstens frohe Weise und Lautenklang. Verstummt! Eine furchtbare Zeit hat den deutschen Menschen seiner Heimat beraubt und so wird wohl keinem die Stunde und das Glück winken, das Gold der alten Eiche — den Schatz der Unterirdischen — zu heben.

Der Mongolenhut

B. Albert Stara, D. Praem.

Oberhalb des Haupteinganges am Gesimse der Stiftskirche des Praem. Klosters in Zabrdowitz befindet sich ein Wappen, auf dem ein Hut aufgesetzt ist. Von diesem Hute geht die Sage, daß der steinerne Hut an Stelle einer mongolischen Kopfbedeckung, die sich da vor Jahrhunderten befunden hatte, angebracht worden ist. 1241 hielt das Stift, gut gesichert, den Angriffen der feindlichen Mongolen widerstand. Der Mongolenführer, über den unerwünschten Widerstand und die Verzögerung ergrimmt, gelobte bis zum nächsten Mittag das Stift gestürmt, geplündert und in Asche gelegt zu haben. Doch, als dies nicht der Fall war, erwichte er erobert seinen Turban und warf diesen mit einem grimmigen Fluche gegen das Gotteshaus. Vom Winde erfaßt, landete der Turban hoch über der Kirchenpforte. Als das Stift bald darauf doch überwältigt, geplündert und in Flammen aufgegangen war, blieb die Kopfbedeckung lange unberührt und wurde später, in Stein gemeißelt, zum ewigen Angedenken an den Mongolensturm oben aufgesetzt.

Der heilige Rekrut von Lösch

Wer kennt nicht Lösch, die alte, schöne Vorstadt Brünn's? Wer erinnert sich nicht der biederen Löscherrinnen, die tagtäglich auf ihrem Standplatz um den Parnaß saßen und ihr herrliches Obst und Gemüse feilboten? Sie wußten dies aber auch einzuschätzen und richteten ihre Preise darnach. So manche Hausfrau, deren Geldbeutelchen recht schmal war, konnte sich diese köstlichen Herrlichkeiten nur aus der Ferne ansehen. —

Von diesem gottbegnadeten, fruchtbaren Fleckchen deutscher Erde wird uns ein lustiges Hörtörchen aus der „guten, alten Zeit“ erzählt. Da war so vieles dazumal anders, wie heute. So wurden z. B. die jungen Männer nicht assentiert, sondern sie wurden einfach eingefangen. Wie viele Burschen eine Ortschaft zu entsenden hatte, das bestimmte der Gutsherr und die mußte ein Ortsrichter beschaffen — nimm's, wo's nimmst — da gab es keinen Pardon. Und wie das nun mal so geht — wer Geld hatte, konnte sich loskaufen; so blieben zumeist die armen Burschen, oder solche, die beim Richter etwas am Kerbholz hatten, hängen. Daß man solch eine heikle Sache nicht im Vorhinein an die große Glocke hängen durfte, ist klar, sonst hätten ja die Kerle alle Reißaus genommen. Die Jagd auf Rekruten geschah gewöhnlich nur in der Nacht, da wurden die Vögel aus ihrem Nest hervorgezerrt, an Händen und Füßen gefesselt und aufs Schloß zur gnädigen Herrschaft gebracht. Dann sah der Bursche seine Heimat erst nach Jahren wieder, oder auch gar nicht.

So war wieder einmal Rekrutenjagd im Schwunge. In einem kleinen Orte bei Brünn sollte ausgehoben werden. Da war guter Rat teuer! Woher so einen Klackel hernehmen? Die Kerle hatten jeder irgendeinen Dinkel oder Gebatter — sogar die Ortsrichter und Schöffen schützten ihre Protektionkinder — na, wie's schon so geht! — Die Dorfbroigkeit sann hin und her. Endlich hat man ihn gefunden! Der Krausmichel, der war ein Waisenkind, lag nur der Gemeinde auf der Tasche — also weg mit ihm! Und gleich, bevor der Bursche etwas wittert und Fersengeld gibt. So machten sich der Ortsrichter, ein Schöffe und ein Büttel auf, drangen in aller Herrgottsfrühe in die elende Kate des Michel ein, banden ihm Hände und Füße, luden ihn — trotz verzweifelter Abwehr — auf einen Wagen, deckten ihn mit einer Plache zu und — „daß di' nit mußt“ — heidi mit ihm auf den Spielberg!

Es war ein ungemein heißer Tag. Die Sonne brannte vom blauklaren Himmel, von den Stirnen rann der Schweiß

und die Kehlen waren ausgetrocknet, wie Sand in der Wüste. So kamen sie in Lösch an. Dort war ein gutes Bräuhaus, das lockte! Wär' nicht schlecht, so ein Krug von edlem Gerstensaft! Sie waren alle gleich einig, das Pferd spannten sie aus, gaben ihm Futter, den Wagen mit dem armen Michel schoben sie in die Remise und überließen ihn seinem Schicksal und — seinem Durst. Selber setzten sich die Drei zu einem Tisch in der Schenke und guckten fleißig dem Humpen auf den Boden.

Als sich der Michel allein wußte, spitzte er die Ohren. Schon während der langen Fahrt hatte sich der Spitzbub die Fesseln an den Händen gelockert, nun — da seine Wächter anderweitig angenehme Beschäftigung fanden, ging er flugs ans Werk. Daß seine Hände von den Stricken blutig geschunden waren, machte ihm weiter nichts aus — sie wurden frei und die Füße kamen dran im Nu. Nun kroch er aus der Plache vorsichtig hervor. Aus der Schenke scholl lautes Stimmengewirr, Anstoßen der Krüge und Gelächter. Die drei waren gut versorgt, also rief sich aus dem Staube machen!

Wie er sich so in dem geräumigen Hofe umsieht, wo das Tor zum Entweichen wäre, sieht er es und knapp bei dem Ausgang steht — gnädig und mild herabsehend — auf einem Sockel der hl. Johannes. Der Michel zwinkerte mit den Augen und schmunzelte verschmigt. Gleich war er im Bilde, nahm den Heiligen vorsichtig von seinem Postament und schubs mit ihm auf den Wagen unter die Decke, stülpte ihm noch seine Mütze auf und — Gott befohlen!, Herr Richter und Herr Schöffe samt euerem Büttel! — Als die Becher glaubten von dem edlen Saft genug zu haben, stiegen sie schwerfällig auf den Wagen und fuhren schön langsam nach Brünn. Um den Michel kümmerten sie sich nicht, sie sahen die Umrisse eines Körpers und dachten, daß der Kerl schlief. In einer Stunde kamen sie auf dem Spielberg an.

Und nun fing die Geschichte richtig an! Der verfluchte Rekrut rührte sich nicht, trotz des gerade nicht zarten Berrens und Schubens; war auch so eigentümlich hart und steif. Wütend riß die „Obrikeit“ die Plache herunter. Gültiger Gott! Was war das? Auf dem Wagen lag der hl. Johannes. Wie kam der daher? Und wo war der Rekrut? Die ringsum stehenden Soldaten lachten, daß ihnen die Tränen aus den Augen liefen. Weniger lachte der Herr Burghauptmann! Er ließ die alsbald ernüchterte „Obrikeit“ ins Kitzchen sperren.

Und die, ob dieses frechen Diebstals erbosten Löscherr konnten sich ihren lieben Heiligen schleunigst vom Militär auslösen.

L. Clement

Die Tatarenbraut

Maria Hauska.

1. Heimat, teure Heimat,
schwer schlägt Gottes Hand:
Die Tataren reiten
durch das Mährerland.
Ihre Fackeln zünden
Feuer wild und rot,
ihre Pfeile tragen
tausendfachen Tod.
2. Goldne Frucht, die reisend
auf den Feldern steht,
wilder Pferde Hufschlag
hat sie abgemäht!
Stadt und Dörfer hüllet
Flammenschein und Rauch,
über Schutt und Trümmern
der Verwesung Hauch . . .
3. Auf dem flinksten Rosse
der Tataren-Chan,
allen seinen Reitern
jagt er kühn voran,
eine schöne Frau
hat sein Arm geraubt,
wie ein goldnes Feuer
weht ihr Haar ums Haupt.
4. „Meine Reiter schätzen
solche Beute sehr,
doch ich schenk dich, Golde,
erst am Morgen her:
will der Erste sein, der
dich im Arme hält,
wenn die Sterne schimmern
über meinem Zelt.“
5. Wo am Rand der Straße
Wegewarte blaut,
wächst in Schutt und Staube
auch das Bilsenkraut,
eine Teufelspflanze
häßlich und behaart,
von gemeiner und gar
fürchterlicher Art.
6. Dülster ihre Blüte
wie ein trübes Licht,
wie ein todgeprägtes
Menschenangesicht.
Bitterer Saft in ihren
Pflanzenadern fließt,
— wehe dem, der arglos
diesen Saft genießt!
7. Sieben Schwerter scheiden
nicht so tief ins Blut,
wie das Gift, das tödlich
in der Pflanze ruht,
sieben Flammen brennen
nicht mit solcher Pein,
wie ein Tropfen dieses
Giftes brennt allein . . .
8. Lacht die blonde Schöne:
„Sieh das edle Kraut!
Gern hätt ich ein Tränklein
dir daraus gebraut,
zündet Liebesflammen
selig in der Brust,
brennt im Blut wie Feuer
und erhöht die Luft.“
9. Blicke aus dunklem Auge
dunkel der Tatar:
„Eines Weibes Zunge
redet selten wahr.
Bietest mir den Trank, der
Liebesgluten lähmt,
willst vor deinem Auge
sehen mich beschämt.“
10. Stumm sie reiten weiter
in das Land hinein,
graue Nebel steigen
in den Abendschein,
seltsam fremd und ferne
Busch und Baum versinkt,
hoch im Himmelsdunkel
schon ein Sternlein blinkt.

11. Blaue Wegetwarte,
düstres Bilfenkraut —
warum pflückt euch beide
die Tatarenbraut?
— Wegetwarte zum Kranze
für der Locken Pracht,
und die Teufelsblume
für den Trunk zur Nacht.
12. Bleiche Lippen sprechen
leis die Worte nach,
die der fremde, wilde,
dunkle Reiter sprach:
„... will der Erste sein, der
deinen Leib umfängt,
eh dich meine Laune
allen andern schenkt ...“
13. Guldne Spangen schmücken
seidenes Gewand,
einen Silberbecher
hebt die weiße Hand —
Sieben Flammen brennen
nicht mit solcher Pein,
wie ein Tropfen dieses
Trankes brennt allein. —
14. Seltsam irrt ein Lächeln
um den blassen Mund
und sie leert den Becher
ruhig bis zum Grund.
Sieben Flammen brennen
nicht mit solcher Glut —
sieben Schwerter schneiden
nicht so tief ins Blut. —
15. Diese Pflanze, die aus
Schutt und Staub entspriest,
— sieben Tode stirbt, wer
ihren Saft genießt!
„Wirft mich niemals küssen,
wie dein Blut auch loht,
lieber will ich leiden
siebenfachen Tod ...“

16. Auf den Boden klirrt der
silberne Pokal,
weiße Glieder winden
sich in jäher Qual,
weß vom Haupte gleitet
blauer Blütenkranz,
wie ein Licht in Wolken
löscht der Augen Glanz.
17. Finster steht und schweigend
der Tataren-Chan,
blickt voll tiefer Ahnung
die Erlöste an.
„Wie du dich entwunden
meiner Siegerhand,
fühl ich mir entgleiten
dieses ganze Land.“
18. Dieser stillen Menschen
ungebeugte Kraft
überwindet tapfer
meine Leidenschaft.
Diese treuen Herzen
glauben stark und fest,
daß der fremde Reiter
bald dies Land verläßt ...“
19. Und er fühlt die Mächte
einer andern Welt,
bleich die Sterne schimmern
über seinem Belt,
rot die Feuer brennen
rings im weiten Land,
— starr in dunkle Fernen
bleibt sein Blick gewandt.

Im Jahre 1241 drangen die Tataren in Mähren ein, verwüsteten das Land
und töteten viele Bewohner.

Inhalt:

Vorwort	5
Die älteste Sage über Brunn	6
Die Sage vom Brünner Lindwurm	6/7
Die Sage vom Brünner Rade	8/9
Das unanständige Männlein	10/11
Die schwarze Madonna zu Altbrunn	11/12/13
Der ungetreue Ratsherr	13/14
Rettung der Stadt durch den Hofnarren Borre von Walter Spinka	14/15
Die Sage vom „Elf-Uhr-Läuten“	16
Der Teufelskopf in der Festungsmauer	18
Mazocha, die Sage von der Stiefmutter	18/20
Zwei Marienlegenden	20/21
Der unglückliche Ritter	22
Die Sage vom Goldloch	24
Die Maidensteine	24/25
Die Maidensteine von Ilse Ringler-Kellner	26
Kaiser Joseph II. als Ackersmann	26/27
Der Aschenhügel bei der Rosenberg-Klentniz/Süd- mähren von Viktor Schindler	27/28
Die Dschungeln um Tracht von Ing. Julius Simon	29/30/31
Der Mongolenhut, P. Albert Stara, Ord. Praem.	31
Der heilige Refrut von Lösch, v. Leopoldine Clement	32/33
Die Tatarenbraut, von Maria Hauska	34/37

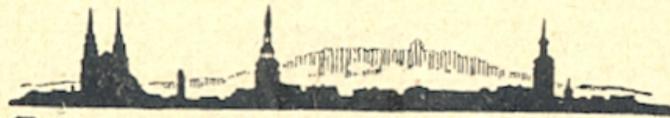
Quellenshinweise:

BHB 1949/5 (Friedl Hermann), BHB 1950/2 — 5,
BHB 1950/10 A. Döller, BHB 1949/10, BHB 1950/10.

Brünner Buchring

1. Band: Eine Auswahl von Gedichten unter Mitarbeit von Karl Norbert Mrajet, Hela Oswald-Gschner, Maria Hauska, Elisabeth Coffe, Maria Müller-Indra, Ilse Ringler-Kellner.
2. Band: Festung Spielberg.
Viel schöne und seltene Aufnahmen sowie Beschreibungen und Erzählungen vom Spielberg.
3. Band: Sagen und Erzählungen aus Brunn und Umgebung. Zusammengestellt v. Oberlehrer Guido Brandt-Schöllschik.

Brünner Novellen
von Karl Norbert Mrajet
und
Heitere Skizzen in Brünner Mundart
von Emmy Leitner
in Vorbereitung.



Brünner Heimatbote

die Zeitschrift, die jeder Brünner lesen muß.
(14a) Waldenburg, Württemberg

Bestellungen nimmt jedes Postamt entgegen
(Postzeitungsliste September 1950)
Verlagspostamt: (14a) Rünzelsau, Württemberg.

Bezugspreis:

DM 0.80 zuzüglich Zustellgebühr,
erscheint monatlich zweimal.

Bilder, Gedichte, Erzählungen, Lebensbilder berühmter
Brünner, Familien- und Todesanzeigen, landsmannschaft-
liche Berichte, Suchanzeigen, Neueröffnung von Geschäften

all dies lesen Sie im

Brünner Heimatbote

deshalb bestellen Sie noch heute!